



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 35

Mittwoch, 26. November

1930

Bierkriege

Verhängnisvolle Auswirkungen der Notverordnung. — Die Dresdener wehren sich ihrer Haut. — Warum der Münchener Polizeidirektor seine Zähne verlor.

Von Alois Brunner, München.

Noch nie ist in der Nachkriegszeit die uns mit Steuerbuckets in überreichem Maße „erfreute“, ein derartiger erbitterter Kampf um eine Abgabe geführt worden, wie jetzt der um Gemeindesteuern und Getränkesteuern. Die Reichsregierung hat es verstanden, sich allen weiteren Kontroversen über dieses Thema dadurch zu entziehen, daß sie den Städten und Gemeinden die Einführung und Eingehung dieser Steuern überließ. Nehmen sie die Steuern ab — wie es in diesen Wochen Tausende Male geschah — dann werden diese von der Aufsichtsbehörde zwangsweise eingeführt. Und damit stehen wir in ganz Deutschland vor einer Reihe von wahren Bierkriegen.

So sind Hamburg und Köln Zeugen bewegter Szenen gewesen, und in Dresden befinden sich die Betroffenen, Verbraucher und Wirte, im offenen Kampf gegen die Landesregierung, die alle Rüsse in Empfang nehmen muß, die eigentlich für Berlin bestimmt sind. Es ist oft als Phrase bezeichnet worden, wenn erklärt wurde: Das Gastwirtschaftsgewerbe ist am Ende seiner Geduld angelangt. Die Ereignisse in Dresden haben bewiesen, daß Gastwirte, Spirituosen- und Weinhändler, Konditoren usw. es mit ihrer Mahnung ernst meinen und gewillt sind, ihre und der Verbraucher Interessen mit anderen Mitteln zu verteidigen als mit Entschuldigungen und mit Einprüdlen. Wenn erst das gesamte Personal der betroffenen Betriebe auf der Straße liegt und das Dreiecksbüchlein der Steuererhöhung um neue Regimenter verläßt, so werden die für diese Steuer und deren unheilvolle Folgen Verantwortlichen vielleicht die Geißel wieder bannen wollen, die sie selbst heraufbeschworen. Oder sollten sie durch Steuerüberlastung das zu erreichen suchen, was selbst nicht durch das Geschäftsgesetz herbeigeführt werden konnte: die Schließung möglichst vieler Wirtschaftsbetriebe? Die Folge wäre; daß dann weitere Tausende von dem unglückseligen Elend preisgegeben werden, das da Arbeitslosigkeit heißt. Stehen nicht schon genug verbitterte Menschen täglich vor den Rassenkassernen der Arbeitsämter, um das Hungergeld in Empfang zu nehmen, für das sie ihre moralische Kraft verkaufen müssen? Ist denn der Schritt, der durch die letzte Erhöhung der Reichsbiersteuer ab 1. Mai auf diesem Weg getan wurde, nicht groß genug gewesen? Genügt es denn noch nicht, wenn der Bierverbrauch dadurch um durchschnittlich 25 Prozent, in manchen Landesfinanzamtsbezirken um 35 Prozent zurückgegangen ist?

Angesichts dieser Lehren und Erfahrungen kann doch niemand mehr behaupten wollen, daß er allen Ernstes von der Einführung der Gemeindesteuern und Getränkesteuern, von einer neuerlichen Verteuerung des deutschen Nationalgetränkes, eine Erhöhung des Steuerertrages erhofft. Unerschrocken, ja geradezu grotesk klingt die Absicht, hat den zum Teil aus dem Winderwerb entlassenen Einkommenslosen von rund fünf Millionen Mark durch Wiedereinführung der Gemeindesteuern Steuer und Erhöhung der Reichsbiersteuer auszugleichen. Das Bier gehört in München vielleicht noch mehr als anderswo in Deutschland zu den wichtigsten Nahrungsmitteln, und unerbittlich erscheint seine Neubelastung in dem Augenblick, da die Reichsregierung alles

versucht, um die Lebensmittelpreise herabzusetzen, und da sie einer Kürzung der Löhne ihre Zustimmung erteilt.

Daß derartige neue Steuerpläne den Münchener maßlos verärgern würden, mußte sich die Stadt vorher sagen. Doch die Verantwortlichen bauen eben darauf, daß auch der Münchener durch das Elend des Nachkrieges müde geworden ist, seine Zuflucht zu Protesten in Parlament, Presse und Versammlung nimmt und sich nicht mehr selbst hilft, wie seine Väter und Großväter es getan haben, wenn ihr Bier in Gefahr stand. Bierkrawalle waren im München des vergangenen Jahrhunderts keine Seltenheit. Am bekanntesten geworden ist wohl der vom 1. Mai 1844. Damals sollte der Bierpreis infolge einer Steuererhöhung von sechs auf sieben Kreuzer für die Maß gesteigert werden. Die sonst so ruhige und gemüthliche Münchener Volksseele kochte. Sie wandte aber ihre ganze Wut gegen den Verkehrten, gegen die unschuldigen Bierlokale. Es war gerade am Tage, da die Prinzessin Hildegard dem Herzog Albrecht angetraut wurde, und die ganze Stadt sollte von Freude erfüllt sein und den Gästen aus Oesterreich ein besonders freundliches Gesicht zeigen. Leider wurde daraus aber nichts, denn in den Straßen begann der Aufruhr zu erwachen. Er richtete sich gegen alle Lokale, die den Bierpreis erhöht hatten. Ehe die wenigen Nachleute und das Militär einschreiten konnten, waren sämtliche Fenster eingeschlagen und selbst die Bänke und Tische zertrümmert. Der Tumult brach an allen Ecken der Stadt zu gleicher Zeit aus. Traf das Militär vor dem einen Lokal ein, so wurde es nur von gährenden Fensterhöhlen und vom schallenden Gelächter der inzwischen wieder harmlosen Staatsbürgerin gewordenen Demonstranten begrüßt. Einige Lokale, die anstatt die Bierpreissteigerung mitzumachen, die Maß für nur fünf Kreuzer ausgeben, erlebten völlig unerwartete Demonstrationen der dankbaren Menge. Ueberhaupt ging alles mit einer Gemüthlichkeit vor sich, die typisch münchenerisch war. Etwas weniger gemüthlich wurde die Situation freilich am 3. Mai, als der Bierpreis noch nicht wieder herabgesetzt worden war und dem Polizeidirektor vor dem Hofbräuhaus ein paar Zähne ausgeworfen wurden. Nun hielt es die Behörden an der Zeit, vermittelnd einzugreifen, und am nächsten Tage konnten die Münchener ihre Maß wieder für sechs Kreuzer trinken.

Der Sternenhimmel im Dezember

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Der letzte Monat des Jahres ist für die Beobachtung des Sternenhimmels ganz besonders gut geeignet, da schon in den Nachmittagsstunden die leuchtenden Punkte am Firmament erscheinen. Dazu strahlen jetzt all die wunderschönen Winterbilder in ihrem prächtigen Glanze. Wie im Vormonat wird das Himmelsgemälde durch die Milchstraße in zwei Teile geschieden, nur zieht sich das glitzernde Band diesmal von Nordwesten nach Südosten. Auffallend ist besonders das große Sechseck, eine Kombination von sechs Bildern mit allein sieben Sternen erster Größe. Nämlich hoch im Osten beginnt es mit der gelblichen Capella, dem Hauptstern des Fuhrmanns. Etwas tiefer nach Norden zu folgen Castor und Pollux im den Zwillingen, noch weiter unten Prokion im Kleinen Hund. Dann geht es auf die andere Seite der Milchstraße, wo nur wenig über dem Horizont Sirius, der hellste der Fixsterne, strahlt. Wieder aufwärts führt die Linie zum Orion, dem markantesten Bilde des Winterhimmels. Der weiße Rigel (rechts unten) und die rötliche Beteiguse (links oben) umrahmen

wirkungsvoll die drei in gleichen Abständen stehenden Sterne des Jakobsstabes. Durch den untersten von ihnen geht der Himmelsäquator hindurch, zwischen dem mittleren und Rigel ist der schon im Opernglas sichtbare Orionnebel zu finden. Noch höher endlich folgt die feste Ecke, der funkelnde Aldebaran im Stier. An ihn schließt sich die V-förmige Sterngruppe der Syriaden an, rechts oberhalb davon erblidet man einen anderen bekannten Sternhaufen, das Siebengestirn. Zum Zenith weist von hier der Bogen des Perseus. Glänzig zu beobachtende Dichtminima des in diesem Bilde stehenden veränderlichen Ngal treten am 11. um 11 Uhr, am 13. um 21 Uhr und am 16. um 1/18 Uhr ein. Nach Westen folgen die drei Sterne der Andromeda (über dem mittleren der berühmte Andromedanebel) und das Fünfeck des Regulus. Den Raum zum Horizont hin füllen Widder, Fische, Erdmann und Waifisch aus. Im Nordwesteile der Milchstraße erblidet man Kassiopeia und das Kreuz des Schwans, tief unten glänzt die versinkende Wega. Den noch übrig bleibenden Teil des Himmels (im Norden) bedecken die allbekannten Bilder Großer und Kleiner Bär, zwischen denen sich der Leib des Drachens hindurch windet.

Die Planeten sind im Dezember ohne Ausnahme sichtbar, und einige ergänzen das schon Bild des Großen Sechsecks. Jupiter strahlt mit mächtigem Glanze mitten in der Sterngruppe der Zwillinge, aus der ferner in den Nächten um den 10. herum ein Sternschnuppensturm mittlerer Stärke zu erwarten ist. Der große Planet, dessen Monde schon mittels eines kleinen Fernrohrs sehr gut zu beobachten sind, bleibt gegen Jahreswende während der ganzen Nacht über dem Horizont. Mars folgt ihm im Bilde des Krebses gegen 20 Uhr über den Gesichtskreis, um ebenfalls bis zum Morgen sein röthliches Licht leuchten zu lassen. Als zweiter Morgenstern geht Venus, heller als je zuvor in diesem Jahre, in der sechsten Tagesstunde auf. Auch Neptuns Sichtbarkeit fällt in die Zeit nach Mitternacht, im Bogen um den Hauptstern Regulus kann er aufgesucht werden. Die anderen Planeten zieren nur den Abendhimmel. Merkur und Saturn stehen um die Monatsmitte tief im Südwesten. Uranus in den Fischen geht um die zwölfte Stunde unter.

Die Sonne erreicht am 22. um 1/14 Uhr den tiefsten Punkt der Ekliptik, damit beginnt auf unserer Halbkugel der Winter, auf der anderen Erdhemisphäre der Sommer. An jenem Tage steigt sie nur 14 Grad über den Gesichtskreis empor. Sie geht am 1. Dezember um 8 Uhr auf und um 4 Uhr unter, am 31. ds. Mts. um 8 Uhr 20 Minuten auf und gleichfalls um 4 Uhr unter. Die Hauptphasen des Mondes fallen auf folgende Daten: Vollmond am 1. um 1/2 Uhr, letztes Viertel am 12. um 1/22 Uhr, Neumond am 20. um 1/3 Uhr, erstes Viertel am 28. um 5 Uhr.

Der Winterschlaf in unserer Tierwelt

Freiwilliger Scheitend als Mittel der Lebenserhaltung.

Nun wird bei uns der Winter eintreten. Wie der Mensch sich rechtzeitig vorbereitet, die Unbilden der rauhen Jahreszeit zu überleben, so ist dies auch in der Tierwelt der Fall. Die Regenwürmer kriechen tiefer in den Boden, suchen die Frost nicht dringt, die Schlangen schlüpfen sich ein geschütztes Plätzchen, wo sie halb erstarrt unter fast völliger Ausschaltung aller Lebensfunktionen den Winter überdauern. Das Bild und verschiedene Raubtierarten legen

den natürlichen dicken Winterpelz an, dessen dicke Haube vor der Kälte schützt. Die von Insekten oder garten Pflanzen lebenden Tiere sind überdies durch die ersten Frost die meisten Kerbtiere getötet hat. Ad auch die Pflanzenwelt keine genügende Nahrung mehr bietet. Ihnen hilft die Natur durch den sogenannten Winterschlaf, einen Zustand, in dem das Tier bei stark herabgesetzter Körpertemperatur ganz oder überwiegend von den im Körper meist in Form von Fetten aufgespeicherten Stoffen zehrt.

Unter den Winterschlafenden sind in erster Linie die allbekannten Fledermäuse und Igel zu nennen. Erstere suchen Zuflucht in hohlen Bäumen, leeren Speichern und anderen Schlafwinkeln. Sie hängen an den Hinterbeinen, die weiten Flügeldecken um den Körper geschlungen, oft in großer Zahl dicht beieinander, um die Körperwärme gegenseitig auszunutzen. Der Igel sucht sich unter dürren Blättern, Gras usw. einen Platz, an dem er gegen die Unbilden der Witterung möglichst geschützt, die rauhe Jahreszeit verschläft. Nicht in den Winterschlafenden rechnen kann man die in Erdlöchern wohnenden Nagetiere, wie Kaninchen, Mäuse, Ratten. Diese pflegen rechtzeitig einen genügenden Nahrungsvorrat in ihren Bau zu schleppen, von dem sie während der kalten Jahreszeit leben. Dagegen zählt der Sammler und vor allem das in den Alpen lebende Murmeltier zu den echten Winterschlafenden. Das Eichhörnchen gehört, entgegen einer weit verbreiteten Ansicht, nicht dazu, wenn es auch einen Teil des Winters in einem selbstgebauteu Kugel oder einem alten Vogelneist teilweise schlafend verbringt. Ebenso wachen die Füchse. Erstere kommt nach einem alten Volksglauben zu Maria Viktoria aus seinem Bau heraus, um nach dem Wetter zu sehen und danach sein weiteres Verhalten einzurichten. Dagegen hält der Bär, mit Ausnahme des Eisbären, einen richtigen Winterschlaf.

Es ist eigentlich erstaunlich, daß bei so hoch entwickelten Geschöpfen, wie es die genannten Säuger doch sind, ein derart vollkommenem Stillstand der wichtigsten Lebensvorgänge stattfinden kann. Das Atmenholen und der Herzschlag erfolgen ganz langsam, etwa einmal in der Minute, je nach der umgebenden Temperatur. Die Körpertemperatur sinkt beträchtlich, so weilen bis auf einige Grad über Null. An bestimmten Stellen angehäuften dicke Fettschichten bilden den Nahrungsmittelvorrat, von dem das Tier zehrt. Die Gehirnaktivität ist ausgeschaltet, der Schlafier gemüthlos bewußtlos, wenn auch nicht vollkommen unempfindlich gegen äußere Reizungen.

Die Tiefe des Winterschlafes hängt in hohem Maße von der Schildkröte ab, und zwar infolge, aus deren herabgeminderte Tätigkeit die Schlafsucht fördert. Auch das Zentralnervensystem und die Nervenbahnen des Rückenmarks, die unter anderem die Atmung und den Stoffwechsel regeln, arbeiten nur ganz schwach. Wird ein solcher Schlafier plötzlich geweckt, so tritt eine unglaublich schnelle Wenderung in seinem Zustande ein. Oft schon im Verlauf von weniger als einer halben Stunde steigt die Körpertemperatur um mehr als zwanzig Grad zur normalen Höhe. Die Ursache liegt in der intensiven Verbrennung von Glykogen, einem in großen Mengen in der Leber angehäuften Stoff. Das noch im halben Dämmerzustand befindliche Tier beginnt die heißen Glieder wieder zu regen. Zuerst steht im Kopf und in den vorderen Gliedmaßen der normale Blutkreislauf ein, wie man an dem Meeresschildkröten sehen kann, das aus dem Winterschlaf geweckt, mit den Vorderextremitäten schon mühsam vorwärts kriecht, während die hinteren Extremitäten noch völlig steif und kraftlos sind. Nach Ablauf von einer Stunde ist bei fast allen Tieren die Rückkehr zum normalen Zustand vollzogen.

Ein Gegenstück zum Winterschlaf, der einen Teil unserer Tierwelt über die kalte u. nahrungsmangelnde Zeit hinweg bringt, findet sich in den Tieren in der Art, wie viele Tiere die oft viele Monate anhaltende gefährliche regenlose Zeit überdauern. So müssen sich vor allem zahlreiche Sümpfartische an den Wärmemangel anpassen. Einige Fischearten in Ägypten und im nördlichen Südamerika haben zu diesem Zwecke richtige Lungen entwickelt. Droht das heimische Gewässer auszutrocknen, so verkrüppelt sich der Fisch in den noch weichen Schlamm, wo er sich gewissermaßen einkapselt. Durch einige kleine Löcher bleibt, wenn der Schlamm erstarrt ist, seine Beathung mit der Luft in Verbindung, wodurch das Tier die geringe Menge Sauerstoff erhält, deren es zu seinem Bestehen bedarf.

Wikingerricht

Von S. O. Dietrich.

Die Wikingerricht des frühen Mittelalters erscheinen nach heutigen Begriffen als groß angelegte Raubzüge, die völlig außerhalb von Gesetz und Recht stehen. Davon kann aber in der Tat gar keine Rede sein. Er herrschten in der damaligen Zeit hinsichtlich dieser Heerfahrten ganz bestimmte rechtliche Auffassungen, die auch in Gesehen ihren Niederschlag gefunden haben. Zwischen Heerfahrt und Raubfahrt bestand ein enger Zusammenhang. War die Beute auf einer Heerfahrt überreichlich ausgefallen, so mußte man den Ueberfluß gegen Dinge eintauschen, an denen es gebrach. Heerfahrten waren nur gegen solche Völker gestattet, mit denen kein Friedensverhältnis bestand. Dieses mußte besonders vertraglich festgelegt werden. Das geschah entweder auf die Dauer oder auch nur auf eine bestimmte Zeit. Der letztere Fall trat ein, wenn man Raubgeschäfte abschließen wollte. War die Vertragsdauer abgelaufen, so bestand den Fremden gegenüber wieder Recht und Friedlosigkeit. Es war nichts Ungewöhnliches, daß gleich nach Beendigung des Handelsfriedens gegen dasselbe Volk eine Heerfahrt unternommen wurde, mit dem kurz vorher friedliche Geschäfte abgeschlossen waren. Für einzelne Völker erwuchs aus der Einrichtung des befristeten Handelsfriedens ein Dauerraid. Hier konnten zu jeder Zeit ohne besondere Abmachungen auch mit Angehörigen solcher Völker, mit denen kein Friedensverhältnis bestand, Güter gekauft werden.

Auch das Bunterecht war festgelegt. Einer gegenseitigen Regelung bedurfte es z. B. dann, wenn es dem Verabrehten gelungen war, mit Hilfe seiner Volksgenossen den Räubern die Beute oder einen Teil wieder abzunehmen. War es dabei nicht zu Blutvergießen gekommen, so ging das zurück gewonnene Gut ohne weiteres wieder an den ursprünglichen Besitzer über. Eine andere Regelung fand sich, wenn die Beute den Räubern nur unter Gewaltanwendung wieder abgejagt war. In diesem Falle wurde sie unter alle, die sich an der Rückgewinnung beteiligt hatten, verteilt, und der Verabreht erhielt nicht mehr als die anderen. Eine weitere Bestimmung betraf, daß Beute, die der frühere Besitzer irgendwo im Lande antraf, von ihm beansprucht werden konnte, auch wenn sie augenblicklich ermordet waren. Man findet also dieselbe Rechtsauffassung, die noch heute hinsichtlich gestohlener Gegenstände Geltung hat.

Gesetliche Bestimmungen regelten auch das Verhältnis der Schiffbesetzung zum Leiter des Unternehmens, der stets der Eigentümer und Führer des Schiffes war, machte er es nun mit eigenen Beuten oder mit gleichgestellten Genossen bemann haben. Diese galten zwar als gleichberechtigte Mitunternehmer der Heer- oder Raubfahrt, waren aber zur Leistung der Schiffarbeiten verpflichtet. Hieran änderte sich zunächst auch nichts, als man die Schiffe den beiden Verwendungszwecken entsprechend veränderte baute und ausstattete. Erst allmählich bildete sich eine Scheidung der Reisenden von der Besatzung, später auch des Schiffsführers vom Schiffseigner aus. Ebenso bedurfte es einer langen Entwicklung, bis man von der Personenbeförderung zur reinen Güterbeförderung gelangte. In jenem Falle begleitet der Kaufmann seine Waren, in diesem übergibt er sie dem Schiff als Fracht.

Zwei Drang Utans gehen ins Netz

Eine Jagderinnerung aus Borneo von Günther Erlend.

Ein wunderbarer Tropenabend senkte sich über die Pflanzung, die sich am Fuße eines Ausläufers des Madih-Gebirges unweit der Küste Borneos erstreckte. Wir sahen auf der Veranda meines Freundes de Graaff, bei dem ich seit mehreren Wochen als Gast weilte, als ein junger Eingeborener mit einem wenige Wochen alten Drang Utan vorüber schritt. Er grüßte höflich und verschwand im Dunkel der schnell hereinbrechenden Nacht.

„Ja Bali bringt mich auf einen guten Gedanken“, wandte sich de Graaff an mich. „Eine Jagd auf Drang Utans werden Sie auch noch nicht mitgemacht haben; die könnten wir eigentlich noch veranstalten, ehe Sie weiterziehen.“ Daß ich begeistert zustimmte, bedarf keiner Erwähnung, und so gab mein Freund als bald die nötigen Befehle, um das Unternehmen ins Werk zu setzen.

Die Vorbereitungen waren schnell getroffen. Noch in der Nacht knüpften einige Eingeborene ein hartes Netz aus Rotangfäden; am Morgen

wurde es zwischen zwei Autos auf seine Verstandsfähigkeit geprüft, und dann zogen wir uns in Marsch. Zwei Tage lang ging es meist auf Elefantenspfaden, durch den dichten Urwald in die Berge hinein. In der frühen Dämmerung des dritten Morgens kamen die ersten Orangs uns zu Gesicht, eine kleine Herde von drei ausgewachsenen Tieren mit mehreren Jungen. Mit viel Geschrei und gelegentlichen Schüssen in die Baumspitzen trieben unsere eingeborenen Begleiter die Tiere eines Bergschluchts zu, die, weil dort die Bäume weniger dicht standen, sich für unsere Pläne eignete.

Es galt nun, die großen Affen hier bis zum Abend festzuhalten. Aus den Kronen einiger harter Malanabäume schauten sie, ab und zu grunzende Laute ausstoßend, anscheinend neugierig auf uns herab, machten aber keinen Versuch zu entkommen. Nur einem alten Männchen schien die Sache zu dumm zu werden; es kletterte gemächlich am Stamm herab und nahm rührend, sich leicht auf die muskulösen Arme stützend, auf uns zu. Da das Schließen von Orangs auf Borneo verboten ist, wollten wir das Tier nur im äußersten Notfall töten. Einige auf lange Bambusstangen gewickelte, nach Tränken in Petroleum angezündete und ihm brennend entgegen gehaltenen Stäbe genügten denn auch, den Affen zu schleunigem Rückzuge auf seinen Baum zu bewegen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, und die Orangs begannen, ihr Nachtlager heranzutreten. Wir sahen, wie sie stark belaubte Zweige abbrachen, sie geschickt zusammenflochten und als eine Art Dach über sich befestigten, um gegen Regen geschützt zu sein. Zu unserer Freude war auf einem verhältnismäßig allein stehenden Baume ein altes Affenweibchen mit zwei Jungen zur Ruhe gegangen. Diese letzteren suchten wir uns als Beute aus. Raum war es dunkel, so füllten unsere Eingeborenen drei Bäume, über deren Zweige hinweg die drei Affen hätten flüchten können. Dann wurde in vielstündiger Arbeit auch noch das ganze Unterholz entfernt, und am anderen Morgen stand der Baum mit seinen drei Bewohnern völlig frei da.

Für uns Weiße wie auch für die Eingeborenen waren inzwischen aus Zweigen flüchtig hergerichtete Hütten rings um den Baum so angelegt, daß den Affen nur ein Weg zum Entkommen über den Boden blieb. Hier wurde das Netz ausgebreitet und an einer Seite mit starken Pfählen an der Erde befestigt; dann harreten wir geduldig der weiteren Entwicklung der Dinge.

Den Rest des Tages und die Nacht hindurch geschah nichts. Am nächsten Morgen indeffen verließ der übrige Teil der Herde, uns vorsichtig im Auge behaltend und von uns natürlich unbefragt, seine Baumspitzen und zog ab. Auch „unser“ Affenmutter mit ihren beiden Kleinen kam, offenbar vom Hunger getrieben, aus der Spitze ihres Baumes in dessen untere Zweige herab. Argwöhnisch die Laubbäume mit den Belagerten im Auge behaltend, ließ sie sich plötzlich aus vier Meter Höhe zu Boden fallen, um dann über das Netz hinweg in einiger Entfernung im Bergwald zu verschwinden.

„Die Sache klappt“, flüsterte de Graaff mit zu, „jetzt kommen gleich die Jungen.“ Er hatte sich nicht getäuscht. Nach zehn Minuten hatten sich auch die beiden Kleinen nach unten, argwöhnisch zu uns herüberbeugend; eine Hand nach am Baum, zögerten sie eine Minute lang, dann ließen sie in ihrem schaukelnden Gange auf das Netz zu, hin und wieder einen mißtrauischen Blick zurückwerfend.

Sie hatten kaum einen Fuß auf das Netz gesetzt, als einige Kulis es an der freien Seite hochrissen und es über die in ihrer Angst blindlings nach vorn stürzenden Affen warfen. Im Nu waren sie in den dicken Rotangmatten verstrickt, aus denen sie sich vergebens zu befreien suchten. Bald jedoch ergaben sie sich in ihr Schicksal. Es kostete aber auch dann noch nicht geringe Mühe, sie aus dem Netz zu lösen und in den inzwischen rasch zusammengeklagerten Käfigen zu verfrachten. Ohne einige tüchtig blutende Wunden ging es dabei allerdings nicht ab.

Ueberraschend schnell beruhigten sich die beiden Tiere, deren Mutter sich übrigens zu meinem Erstaunen um ihre Kleinen nicht im geringsten gekümmert hatte. Schon bei der ersten Raft auf dem Heimmarche nahmen sie einige Bananen von uns an, und als wir am nächsten Abend wieder auf der Pflanzung eintrafen, konnten de Graaff und ich je einen willig mitgehenden kleinen Drang an der Hand führen. Vier Wochen später ging ich in Pontianak an Bord des Dampfers, der mich nach Sinaupur hinüberbringen sollte. Die beiden Affen, die schon seit geraumer Zeit frei im Haus und Garten herumtollten, folgten mir bis auf den Pier, um dort zum Abschied ein letztes Stück Zucker von mir entgegen zu nehmen.